

# DINE PETRIK: VERSTAUBTE GÖTTER

# VON ERWIN KÖSTLER

»Der Ort der Geburt bestimmt den Menschen, heißt es. Er zieht ihn auf, stößt ihn ab, liefert aus.«

Dieser Satz, der hervorragend als Motto über dem Buch *Verstaubte Götter* von Dine Petrik stehen könnte, entstammt einem Text, der an die ab 1995 stattfindenden Mahnwachen der »Samstagsmütter« auf dem Istanbuler Galatasaray-Platz erinnert – genauer: aus einem Exkurs der Autorin über die Kriege und Katastrophen der Gegenwart und über die Rolle der Frau darin als geschändetes Objekt. Er erinnert ganz allgemein daran, dass von den Verwüstungen, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Zivilisationen ziehen, stets verletzbare Menschen betroffen waren und sind, und keine unempfindlichen Massen. Insbesondere aber weist er auf die eigenen Prägungen

gen durch den Krieg und die Nachkriegszeit hin, die auch den Blick der Autorin auf zeitlich und räumlich ferne Zivilisationen bestimmen.

Aufschlussreich hierzu sind vor allem die kurzen Texte im letzten Drittel des Buches sowie der einleitende Text »Gehen«, die das eigene Aufwachsen in der burgenländischen Provinz und den Prozess der Loslösung behandeln. Petrik beschreibt die Zeit der russischen Besatzung, in der Vergewaltigungen an der Tagesordnung sind; die Verhältnisse zu Hause sind nahezu unerträglich, das Kind kennt nur Arbeit, niemand redet mit ihm, vor aller Augen begangenes Unrecht wird beschwiegen; der Vater wird nicht aus dem Krieg heimkehren, der heimgekehrte Bruder hingegen wird als Deserteur von den Dorfbewohnern geschnitten,

bis er sich umbringt – nichts als Einschüchterung und Verdrängung, eine Kindheit »eingemummt in Angst«, die nur »dank unbändiger Lebenswut grade noch zu überleben gewesen war«. Wien erweist sich endlich als »Rettungsstadt«, der »Weg zur Freiheit« aber ist lang und voller Hindernisse. Das Schreiben wird irgendwann zur »Lebenstextur« und zum Daseinsbeweis: »Ein Stück Leben, ein (Reise)Erlebnis in Sprache.« Der Ort der eigenen Herkunft erscheint letztlich als ein Reiseziel, wie andere Orte dieser Welt. Aber bei aller Härte, mit der die Autorin ihr Aufwachsen resümiert, klingen fast nostalgische Töne an, wenn Petrik die nunmehr »sauberer« Dörfer mit der versunkenen Welt ihrer Kindheit vergleicht, in der es noch »Hosenstrumpfäcker« gab, die jetzt aber durch seelenloses »Neubaubarock« ersetzt sind.

Den Hauptteil des Buches bilden, zumindest in quantitativer Hinsicht, Berichte über Reisen in den Irak (Babylon), nach Ägypten, in die Türkei, nach Vietnam, Kambodscha, Japan und Südafrika: Dine Petrik beschreibt ausschließlich von Gewalt, Katastrophen und Kriegen gezeichnete Kulturen – nicht ohne nach Zeichen der Hoffnung zu suchen; allerdings gelingt es nicht immer, sie auch zu finden. In der »Weltwunderstätte« Alexandria stellt sie anhand der bombastischen, 2002 eröffneten Neuen Bibliothek die Hinterlassenschaft der Ptolemäischen Pharaonen dem modernen Ägypten mit seinen Muslimbrüdern gegenüber. In Istanbul, wo sie 1995 am Rande einer Demonstration eher knapp der Verhaftung entgeht, beschäftigt sie sich mit dem Verhalten des türkischen Staates gegenüber den Kurden, das auch zu Zeiten Atatürks ein repressives war. Eine wunderbar plastisch beschriebene Fahrt über das Taurusgebirge wird zum

Anlass, über den »sagenhaft irdischen Bogen aus Blut und Schmutz« zu reflektieren, der »sich durch die abendländischen Kultur- und Religionsberichte [zieht], die allesamt gegen Kriege opponiert – aber nie einen verhindert haben«. Das chaotische Saigon, in dem »fast alles verspeist und verwertet« wird und das sich bei all seiner improvisierten Infrastruktur zu einem »Markt der Zukunft« zu entwickeln scheint, leidet noch immer an den Folgen des Vietnamkrieges. Die zerfallenden, von Kapok-Bäumen umschlungenen Tempelanlagen Kambodschas wiederum figurieren als Sinnbild für die extreme Rückständigkeit eines durch Krieg und Terror zerstörten Landes. In Japan konstatiert die Autorin ein beispielloses Einander von Technologiegläubigkeit und Tradition, von artistischer Verfeinerung und Brutalismus, von Symbol und Wirklichkeit, das es fast unmöglich macht, hinter die Maske dieser hermetischen Gesellschaft zu blicken. Südafrika dagegen, die Heimat ihres Idols Nelson Mandela, erscheint nach Jahrzehnten der Apartheid und der Korruption in der Spur des ANC als eine höchst prekäre »Wiege der Menschheit« mit einer nach wie vor enormen Kriminalitätsrate. Immerhin, so die Autorin, sei es »ein gutes Gefühl, Zeitgenossin einer Ausnahmeerscheinung gewesen zu sein, einer Leuchtschrift für die Welt, die das Wort unmöglich konterkariert hat«.

Es gäbe so vieles mehr über dieses dichte Textgeflecht zu sagen, etwa über die aus der burgenländischen Nachbarschaft stammende Hertha Kräftner, die ihrem von Gesichtsverlusten, Maskierungen und Verdrängungen gezeichneten Leben selbst ein Ende setzte; generell über Selbstmorde in Gesellschaften mit hohem Identifikationsdruck (Japan ist auch so ein Fall); über die

Nachkriegszeit  
torin auf zeit-  
ationen

d vor allem die  
l des Buches  
ehen«, die das  
rgenländi-  
ss der Loslö-  
hreibt die Zeit  
der Vergewal-  
ng sind; die  
ahezu uner-  
arbeit, niemand  
begangenes  
er Vater wird  
ren, der heim-  
ird als Deser-  
geschnitten,

Kriegsgeneration, die einiges aushält, weil sie ohne Kampf nicht überlebt hätte; über Schrift als Machtinstrument und als Mittel zur Lebensbewältigung; über die Liebe der Autorin zu den Museen, auch wenn die Bestände mehr oder weniger zusammengezraubt sind; und nicht zuletzt über ihre Hoffnung auf eine wie auch immer geartete Zukunft, denn es wird immer Menschen geben, die kämpfen, um zu überleben.

Recht amüsant wird es, wenn die Autorin im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie auf das auch sonst in den Texten stark präsente Masken-Motiv in einem ganz praktischen Sinn zu sprechen kommt: »Wir haben uns seit jeher maskiert, ein oft mühsames, ein unerhebliches, oft vergebliches Grinsen. Ein Stück Vlies im Gesicht nahm uns die mühsame Arbeit ab.« Sie war allerdings not amused darüber, dass ältere Menschen als ohnmächtig und verzweifelt dargestellt wurden und dass ihr »noch leidlich stabiler Jahrgang« über Nacht zur Risikogruppe mutierte.

Ich kann nur mit Nachdruck empfehlen, diese Dinge selbst nachzulesen. Das Buch ist bei aller Schwere der behandelten Themen eine kurzweilige Lektüre; und es ist ein Plädoyer für das Durchhalten, und sei es mit den Mitteln der Poesie. Die enthaltenen Texte gehen teilweise auf Erstveröffentlichungen in den Jahren 2009–2024 zurück. Zwischen die Kapitel sind Gedichte eingestreut, wie wir sie etwa aus dem Band *Traktate des Windes* aus dem Jahr 2019 kennen, der ein ähnlich breites Spektrum an Themen und Motiven aufweist. Darüber hinaus enthält der Band Fotos, die Dine Petrik von ihren Reisen mitgebracht hat und die von musealen Objekten (etwa einem Papyrus in der Bibliothek Alexandria) über das Genozid-Museum Toul Sleng (Kambodscha) bis

hin zu nicht näher bezeichneten Aufnahmen von Lebensmitteln (vielleicht von einem Markt in Saigon) reichen. Und auf einem Foto ganz am Ende sieht man sie selbst als lachende Touristin vor der Bibliothek in Alexandria neben der Stele mit dem Kopf Alexanders des Großen – auch der so ein verstaubter Gott! –

Dass sich Autoren mit ebenso großem Selbstlesen lassen, wenn es sich um literarische Qualität, Tagebucheinträge, Deiner Tür, heraus ausführlichen Nachberichten, Esterházy und Emmerich, sich um einen die besonderen Erfahrungen der Wienerin, die in Exil führten sie aus, holm, doch vor allem der neuen Welt, beeindruckt

Dine Petrik:  
*Verstaubte Götter.*  
Historisches. Zeitnahe.  
Bibliothek der Provinz, Weitra 2025, 164 Seiten